

DER ERZÄHLER

Beilage zum Allenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 45

Samstag, 9. November

1929

Die Backpfeife

Skizze von Carl Ludwig Herbst.

Architekt Heitfeld vermag nicht mehr so leicht Häuser zu bauen. Er versteht sich auch auf Grundriss und Aufriss geistigen Bauplans. Zu seinem feste kommen Menschen zusammen, die dem Leben irgendeinen Sinn, nicht nur ein gesichertes Dasein abringen wollen.

Als die junge blonde Frau des Architekten Brahmstedt jung, erlisch das lustig prassende bunte Feuerwerk besungener Rede und Geredes. „Du müßt ich doch den Weg zurück, den ich schon lange im Hinterland.“

Nun tummelte sich das Gespräch, oft laute Puzelbäume schlugen, dann der frühlingssunten Wiese des Kindes. Dann aber geriet es in das Getriebe der Jugendprobleme. Es wird über Psychoanalyse und Individualpsychologie gestritten. Die Luft scheint mit verdorrten Komplexen und Abreaktionen geladen. Dann richten sich aller Blicke wie auf eine geheime Verabredung auf einen jungen Arzt, von dem man weiß, daß Psychologie sein besonderes Gebiet ist. Der versteht diese Aufforderung zum rethorischen Tanz: „Sie erwarten sicherlich von mir einen interessanten Fall, befinden sich aber in einem großen Irrtum. Der Fall nämlich bin ich selbst. Ich denke auch nicht daran, mit dem Geniebel der Tiefenpsychologie die Schichte des Unterbewußtseins zu durchforschen. Meine kleine Geschichte spielt sich vielmehr durchaus an der Peripherie ab.“

Ich lebte still und harmlos als Kind. In der Vorklasse und später auf dem Realgymnasium bis zu meinem zwölften Lebensjahre war ich das, was man einen guten Schüler nennt. In Gerta fiel ich angenehm dadurch auf, daß ich leicht und echt französische Konversation sprach. Dies verdankte ich Wucherungen in der Nase, die ein Jahr später, ohne daß die Diphtherie laut darunter gelitten hätten, auf operativem Wege entfernt werden mußten. In der Geographie wurde ich angestaut wie ein Wunderknecht, als ich mich sehr orientiert über Indien zeigte. Ich war „klug“ genug, zu verzeichnen, daß aus diesem Lande gerade eine Tante zu Besuch war, deren Erzählungen ich stundenlang mit hingerissenem Interesse lauschte. Körperlich wenig entwickelt, hatte ich viel unter robusten Schulkameraden zu leiden. Die Erkenntnis meiner körperlichen Schwäche rief wohl so etwas wie einen Minderwertigkeitskomplex hervor. Diesen reagierte ich nun als Querschnitt auf eine fast brutale Weise ab. Als Anerkennung für Fleiß und gute Leistungen wurde ich in der Aula vor der versammelten Mannschaft des ganzen Realgymnasiums mit anderen Schülern durch ein Buch ausgezeichnet. Dies Buch empfand ich merkwürdigerweise durchaus nicht als eine Anerkennung, sondern vielmehr als öffentliche Brandmarkung meiner physischen Schwäche. Als die Aula aus der Aula in das Klassenzimmer zurückkehrte, lag das Buch und mit ihm „Fleiß und gute Leistungen“ in den Papierkorb. Seit jenem Tage richtete sich mein Ehrgeiz darauf, bei dummen Streichen der erste zu sein. Mein Vater zeigte wenig Verständnis für dies Bestreben. Er drohte, mich zu einem Schneider nach Oberhiesien in die Lehre zu geben. Das verweigerte ich aber nicht zu erfüllen. Auch Klopfer ist ein Schneidergefelle gewesen, dachte ich.

Neue Menschen zeigen mich stets zu aufmerksamer Beobachtung. Ganz besonders dann, wenn es sich dabei um Lehrer handelt. Eines Tages erschien ein Herr in unserer Klasse — ich war inzwischen nach Oberhiesien gelangt —, der sich wesentlich von den übrigen Mitgelehrten des Kollegiums unterschied. Mit drei Schritten war die kleine, elegante Erscheinung an der Wandtafel und schrieb in schön geschwungenen Buchstaben darauf: Doktor Lüder. „So, jetzt brauche

ich mich den Herren nicht mehr vorzustellen. Und nun los.“ Eindringlich und klar sprach Doktor Lüder dann über den Aufbau des Dramas. Die graphische Darstellung von Präposition, Schärzung des Knotens, Höherpunkt und Peripetie hat sich mir so eingepreßt, daß ich nie und nimmer ein modernes Drama schreiben könnte, das die Werttafel der alten Dramentechnik zerstört.

Doktor Lüder war erstens ein außerordentlich eleganter Herr, zweitens unterstrich er jedes seiner Worte mit einer eindrucksvollen Geste. Weißes reichte mich. Und so legte ich eine Art Stundenplan an und notierte genau die abwechselnde Farbe seines Anzugs, seiner Kravatten und Schuhe und äffte seine Bewegungen nach.

Doktor Lüder empfing eines schönen Tages den im Besuchsbuch verzeichneten Toilettenstandplan und die Nachschere seiner Bewegungen mit einem Blick und quittierte mit einer schallenden Backpfeife meine jugendhafte Flegel.

Er trug eine Stunde Arrest wegen ungebührlichen Benehmens in das dicke schwarze Klassenbuch ein und beachtete mich während des ganzen Tertials nicht mehr. Ich mochte mit meinem Zeigefinger noch so heftig Löcher in die Luft bohren. Klassen- und Hausaufsätze kehrten ohne Zensur in meine Hände zurück. Sperrangelweit aber riß ich meine Augen auf, als ich auf dem Zeugnis am Ende des Tertials las: Deutsch sehr gut. Die Stunde Arrest war auf dem Zeugnis nicht vermerkt. Doktor Lüder hatte sie stillschweigend gestrichen. Die im richtigen Augenblick erteilte Backpfeife im Zusammenhang mit der mortalen und selbstverwundlichen Anerkennung meiner Leistungen führte mich auf den Pfad der Tugend zurück. Meine Gesamtleistungen hoben sich im nächsten Tertial merklich. Ich legte keinen Wert mehr darauf, den verehrten Mitschülern durch Dummheit zu imponieren. Möglicherweise wäre ich ohne die Backpfeife wirklich ein Schneidergefelle geworden und kaum ein besonders begabter. Jedenfalls hätte später mein Kompagniegefährte über meine Schneiderkünste ein vernichtendes Urteil.

Es würde sich sehr nett machen, wenn ich wirkungsvoll abschließen könnte: Oft und gern suche ich meinen alten Lehrer auf. Das geht aber leider nicht. Denn Doktor Lüder ist mit seinen zweifelhafte Jahren durchaus nicht alt. Lehrer ist er aber auch nicht mehr. Er stellte um und ist der einflussreiche Syndikus eines großen Eisenverbandes geworden. Und wenn ich mit ihm über sein psychologisch richtiges Vorgehen in der Backpfeifenaffäre spreche, so lacht er laut und herzlich und sagt, er habe sich durchaus nichts Psychologisches dabei gedacht und sei nur über mein Betragen in eine pädagogisch kaum zu verantwortende Wut geraten.

Der Knoten

Historische Skizze von Friederike v. Kossig.

Ein warmer Sommerabend hatte begonnen, Alster in blaugraue Dämmerung einzuhüllen, als zwei junge Männer über den Alexanderplatz schritten und vor dem Steigenhage halt machten, wo das berühmte Weißbier ausgegossen wurde.

„Du bekommst hier noch mehr als gutes Bier,“ sagte der Gerichtsadjunkt Albert von Cocceji, eine starke, ungeladene, fröhliche Erscheinung, zu seinem schmalen, schlüchtern dreihäusigen Begleiter. Die Witwe Lindmeier wird dich auf das liebevollste versorgen. Selbst mein Oheim hat einmal früher mit Beglügen hier übernachtet.“

Der andere lächelte. „Was für einen Ranzel! am königlichen Hofe das Richtige ist, dürfte sich für einen armen Magister kaum gezeimen. Aber gut gebettet ist halb geschlafen, und ich habe heiße Tage vor mir.“

Der Lehramtskandidat Christoph Thiele fand sich nämlich auf der Durchreise nach Halle, wo er seine Studien mit einem letzten Examen krönen wollte. Und sein Schulfreund Cocceji, der in Berlin beim Gericht angestellt war und den durchreisenden Kameraden ein Nachtquartier bestellt hatte, bemerkte erst jetzt, wie elend und abgearbeitet dieser aussah. Da padete ihn eine plötzliche Besorgnis um den schwachen, kränklichen Menschen, dem er die Stärke, schon in Schülerjahren oftmals Retter und Beschützer gewesen war. „Ich kann dich leider morgen nicht zum Postwagen geleiten,“ sagte er. „Ich muß morgen schon in aller Frühe zu einem Termin über Land reisen. Aber die Lindmeierin wird dich rechtzeitig wecken und gut versorgen. Ich habe dich ihrer besonderen Obhut empfohlen.“

Damit trennten sich die beiden, und Christoph suchte nach kurzer Rücksprache mit der freundlichen Witwe Lindmeier seine Lagerstätte auf.

Aber er schlief nicht so gut, wie das treffliche Bett es hätte erwarten lassen. Ein dumpfes Geräusch weckte ihn, und er meinte fernes Wehen zu vernahmen. In der Morgendämmerung hörte er unten im Gastzimmer Schritte. Er stand daher auf, in der Meinung, sein Frühstück werde schon bereit. Als er auf den Flur trat, huschte eine Magd verstört Gesichtes vorüber, die ihn nicht bemerkend, hinter einer offenen Tür verschwand. Christoph sah im Vorbeigehen die Magde um ein Krankebett beschäftigt. Das mußte wohl die Lindmeierin sein, denn außer ihm war kein Gast im Hause gewesen. Da beschloß der rücksichtsvolle Magister, auf sein Frühstück zu verzichten, und schlich leise aus dem Hause. Auf dem Wege zur Post fiel ihm ein, daß er sein Nachtlager nicht bezahlt habe. Aber er beruhigte sich in Gedanken an seinen Freund Cocceji, den er bitten wollte, das Summlein für ihn auszulösen.

Wer beschreibe aber sein Entsetzen, als am selben Nachmittag, hinter Wittenberg, sein Postwagen von vier reitenden Gendarmen umringt wurde, welche die Auslieferung des Magisters Christoph Thiele forderten! Er stehe in dringendem Verdacht, die Witwe Lindmeier zu Boden geschlagen und beraubt zu haben.

Der Bedauernswerte wurde nach Berlin zurückgeführt und in ein scharfes Verhör genommen. Die Anklage lautete auf Raub und verlusten Todschlag; denn am Morgen war die Lindmeierin betäubt und blutend, mit einem Knebel im Mund aufgefunden worden; aus ihrer Truhe aber fehlte eine Kassetten mit achtzig Friedrichsd'or, die sich die fleißige Frau für ihre alten Tage erspart hatte.

Christoph mochte schweigen und beteuern, soviel er wollte, das Gericht ließ sich nicht überzeugen. Die Aussage der Magde, daß er ohne Bezahlung heimlich entflohen sei, entlastete ihn keineswegs, und auch seine Berufung auf Albert von Cocceji half nichts; denn eine Anfrage ergab nur, daß der Gerichtsadjunkt verheiratet war. Die Richter, trotz des Verdächtigen gleich gesagt zu haben, ließen keinen Zweifel an seiner Schuld aufkommen. Freilich genügt die vorhandenen Verdachtsgründe noch nicht zu seiner Verurteilung, solange er hartnäckig leugnet.

Als er nun nach einigen Tagen wieder einmal aus seiner Zelle vorgeführt wurde und alle Schuld von sich wies, verurteilte der Gerichtshof, daß der verstoßte Sünder nunmehr zur ein hochnotpeinliches Verfahren reif sei, und schritt ungekürzt zur Tat. Der unglückliche Christoph aber mit seinem kränklichen Körper war den Qualen der Folter nicht gewachsen, und schon bei den ersten Graden gelang es in seiner Verzweiflung die Tat ein, die er niemals begangen hatte. Hoch bekräftigt spannte man ihn los und verurteilte ihn zu sechs Jahren schwerem Kerker.

Als Albert Cocceji, von seiner Reise zurückgekehrt, diesen Sachverhalt erfuhr, schämte

Zwei Europäer standen am Kai und beobachteten den alten Dampfer. Unscheinend gleichgültig sahen sie zu, wie sich eine Reihe Chinesen über die Kaiufer drängte. „Neues Jahr für die Sinkeruben. In acht oder zehn Jahren — wenn sie bis dahin noch leben — werden sie sozial verdient haben, daß sie ihre erparnten Silberdollars in ihre Kisten packen und nach Hause fahren, um den Rentner zu spielen. Und wenn wir nicht hinter das Geheimnis des Lau Siau Mau kommen, so verschwindet vielleicht auch von ihnen noch mancher auf der Heimfahrt.“

Die letzten Auswanderer verließen eben das Schiff. Da stieg der ältere Europäer den anderen an: „Kommen Sie, wir wollen uns den Kapitän vornehmen.“ Eine Minute später standen sie in der Kajüte vor dem Schiffer. Der sah die Fremden ein wenig misstrauisch an. „Was wünschen Sie?“ — „Eine Auskunft von Ihnen, Steuermann Haynes. Sie kennen sicher die Zeichen.“ Der Ältere leuchtete leicht den linken Wokauschlag. Der Kapitän zuckte leicht zusammen, dann beherrschte er sich aber rasch. „Steuermann Haynes? Ich heiße Ganten, Kapitän Ganten, wenn Sie sich das merken wollen!“ Der andere wies den Einwand mit leichter Handbewegung fort: „Steuermann Haynes, Sie wissen, was Sie drüben in Westindien auf dem Gewissen haben. Einen kleinen Totschlag. Aber schmeißen wir davon, wenn Sie vernünftig sind und das tun, was wir verlangen. Nicht wahr, Kapitän Ganten?“

Der Schiffer würgte einen schweren Brocken die Kehle hinab: „Schön. Was wünschen Sie also?“ — „Wir wollen wissen, was aus den Chinesen wird, die bei jeder Fahrt nach Hongkong spurlos von Bord verschwinden.“ Der Kapitän legte die Hand auf die Brust: „Ich schweide Ihnen: Das weiß ich selbst nicht. Ich habe mich nur um das Schiff zu kümmern. Die Chinesen, denen es gehört, haben mit einem Gelben als Superhargo vor die Nase gestellt, der den Herrn spielt. Ich bin der einzige Europäer. Was soll ich da machen? Wir nehmen bei jeder Fahrt an die hundert Särge an Bord, weil die Gelben, die hier sterben, in der Heimat begraben werden wollen. Einmal, als ich beim Verladen zufall, kam es mir vor, als rührte sich etwas im Sarg. Ich wollte ihn von den Kluis öffnen lassen, ihn untersuchen. Da stand auf einmal der Superhargo neben mir: „Laß das, Kapitän! Oder hast Du keine Lust mehr am Leben?“ Seitdem habe ich mich nie wieder um Särge und Chinesen gekümmert.“

Die Europäer hatten aufgehört: „Im Sarg rührte es sich.“ Dann sagte der Ältere den Schiffer am Jadenknopf: „Wir werden Ihnen einen chinesischen Detektiv an Bord schicken. Er wird als Rückwanderer auftreten und sich, falls er in Not ist, an Sie wenden. Kommen wir mit seiner und Ihrer Hilfe hinter das Geheimnis, so streichen wir die Erinnerung an den Steuermann Haynes aus unserem Gedächtnis.“

Als der Lau Siau Mau eine Woche später durch die Singapurstraße dampfte, 454 Rückwanderer und 88 Särge an Bord, suchte Kapitän Ganten umsonst nach dem Detektiv. Und doch sah der seit dem Morgen zwischen seinen heimkehrenden Landsleuten auf seiner Riste, und seine Kampfe Wunde unterließ ihn in keiner Weise von der anderen. Nur So Wongs Augen huschten zwischen den zusammen gehäuften Eibern hin und her.

Der Detektiv schien aber nicht darauf zu achten, daß der Superhargo wie auf einem Reaktionsgang durch die bunten Reihen der Rückwanderer schritt und anscheinend ganz zufällig mit dem Fuß gegen die eine oder andere der Kisten stieß, die das Eigentum der Chinesen bargen. So kam er auch auf So Wongs zu und stolperte: „Verflucht, was hast Du eine schwere Riste! Ist wohl viel Geld darin?“ So Wongs grinsende Antwort: „Viel Geld, viel Geld! Alles verdient!“

Bald darauf kam der Lau Siau Mau auf die offene südliche chinesische See hinaus. Die Wellen schaukelten den alten Ratten hin und her, und plötzlich schien So Wongs fehrank zu werden. Seine Gesichtshaut ließ grünlichgelblich an, und er trieb es den Meeresszenen zu. Kein Mensch hätte angeht des Tributes an den Meerestot vermuten können, daß So Wongs noch nie so wenig fehrank war wie in diesem Augenblick. Dann trich der Chinesen schwankend durch das Schiff, suchte anscheinend bald hier, bald dort nach einem ruhigen Platzchen, stand stöhnend wieder auf und legte sich schließlich bei einbrechender Dunkelheit halbhol neben die Achterluke auf die Planke.

Doch So Wongs Sinne waren gespannt wie die eines Ruchers. Deshalb hörte er das Geschlüter unten im Vorderraum: „Zuerst nehmen wir den Esel mit der schweren Riste. Daß unsere Leute aus dem Verdrick!“ Ein leises hohles

Klopfen drang zu So Wongs herauf. Der stolperte stöhnend über ein paar verschlafene Landsleute hinweg, doch eine Minute später häuete er ohne jedes Anzeichen von Seeskrankheit unter dem Segeltuch eines Rettungsbootes und beobachtete seine verlassene Riste. Plötzlich schlichen ein paar Schatten über das Deck. Neben der Riste blieben sie einen Augenblick stehen. So Wongs lachte in sich hinein: „Hundert Euch nur, wo ich bin!“ Dann fahen zwei Mann die Riste und schleppten sie zur Achterluke. „Daß sie ruhig“, dachte So Wongs, „meine Silberdollars sind ja falsch!“ Doch gleich darauf schauerte er. Er sah, wie ein Segeltuch über einen der schlafenden Chinesen geworfen wurde. Ein kurzer lautloser Kampf, und vier Mann trugen den Körper zur Keeling. Ein paar Handgriffe, ein Gegenstand hing an den Füßen des Lieberallenen, und der Körper verankerte mit leisem Aufklappen für immer.

Dreimal noch in der gleichen Nacht hörte So Wongs das gleiche Geräusch. Dann lag er die Schatten wieder der Ruhe zuschleichen. Da kletterte er aus seinem Versteck, kroch zur Achterluke und horchte: „Klang das nicht, als würde ein Sarg geschlossen?“ In der Nähe wälzte sich ein Chinesen im Schlaf und trieb So Wongs in sein Versteck zurück. Doch der Detektiv glaubte genug zu wissen.

Er konnte es freilich nicht verhindern, daß in den folgenden Nächten noch mehrfach die Achterluke schwarze Gestalten auf das nächtliche Deck ausstie, und auch wenn er sich dem Kapitän anvertraut hätte, so wären doch beide machtlos gewesen.

Nach Tagen kam der Fels von Hongkong in Sicht. Da schloß ein erglühender Geruch aus dem Hafen und legte sich dem Lau Siau Mau längs der Küste. Ein Polizeikommissar stieg den Segelschiffen voraus an Bord: „Kapitän, lassen Sie Mannschaften und Passagiere antreten!“ Bald standen die Chinesen in Reihe und Glied neben ihren Sackgelenken. Der Kommissar schritt zählend an ihnen entlang: 438. Wo sind die fehlenden fünfzehn, Superhargo?“ Der zuckte die Achseln: „Weiß ich es?“

Da hob sich hinter ihm das Segeltuch des Rettungsbootes, und plötzlich stand So Wongs mit einem Sprung neben ihm, die Pistole in der Hand: „Da weißt es doch!“ Die Wut und die Überraschung verzerrten die häßlichen Züge des Superhargos. Seine Hand griff unter die wattierte Jacke, und ein Dolch fuhr durch die Luft. Doch So Wongs war rascher, und seine Kugel riß dem anderen das Messer aus den zerklüfteten Fingern. Einen Augenblick später war der Superhargo gefesselt.

Schweigend ging So Wongs nun auf die Achterluke zu und stieg dem Kapitän und den Engländern voran in den Vorderraum. Dort stand Sarg an Sarg. Der Detektiv wies auf sie: „Hier muß das Geheimnis des Lau Siau Mau verborgen sein.“ Dann klopfte er mit dem Pistolenlauf gegen eine Sargwand. Es schien ein Signal zu sein, und wirklich klang aus dem Innern das gleiche Klopfen als Antwort wieder. Da lachte So Wongs: „Herr Kommissar, wollen Sie den Toten aufwecken lassen!“ Wagt Häute hoben den Deckel, und der über-raschte, verstörte Verbrecher ließ sich widerstandslos fesseln. Fünf weitere Särge enthielten seine Spiegelgeßellen, und im siebenten lag die Beute, darunter auch So Wongs falscher Dollarsatz.

Eine Woche später hingen der Superhargo und seine Komplizen, die gefanden hatten, schon mehrfach in den Särgen an Bord geschummelt zu sein, am Strick. Vom Bord des Lau Siau Mau ist seitdem kein einziger Chineser mehr verschwunden.

Der Taucher und die Haifische

Skizze von Max Geisler.

Beim Hafenbau in der Marine von Capri arbeitet der Taucher Stefano Serra. Genuefe, karg im Wort wie alle Taucher; verschlossenes Gesicht. Manchmal nehme ich ihn mit zum Wein. Dafür führt er mich auf den Grund des Meeres — wenn er die Sprache findet. Das ist prachtvoll und geht so:

„Sie wollten mir eine Geschichte erzählen, Serra.“ „Wollt ich?“ Er rückt sich seinen roten Fetz zurecht — alle Mittelmeertaucher tragen den roten Fetz, auch unterm Helm. „Nun, das war in einer Hafenkneipe in Vellio, an der algerischen Küste. Die Gäste sind Fischer. Einmal waren auch französische Taucher dort. — Taucher sind nicht lebhaft und redselig; sehen Sie mich an: Man braucht sich bei unserem Geschäft — weh!“ Serra pfeift durch die Zähne. „Aber an diesem Tage waren die Leute vergnügter als sonst. Es war einer von ihrer

Junst gekommen, ein Genuefe; der wollte sein Glück an einem gesunkenen Dampfer versuchen. Das Schiff lag draußen vor Vellio in 35 Meter Tiefe. Lächerlich! sagten die Franzosen. Wir haben alles versucht — reiche Beute, aber nichts zu machen. Fahr heim, Mensch! Oder getraut Du Dir, ein Abkommen mit den Haifischen zu treffen?“ Der Genuefe wurde nachdenklich. Er hatte von seiner Gesellschaft große Versprechungen; und es war auch ein Traum der Liebe bei dem Erfolg dieser Tauchfahrt. Er wollte nach dem Heimkehr um ein Mädchen werden. „Seid Ihr unten gewesen?“ fragte er. — „Und ob! Ihr Sport lief über die Fische der Küste, um den Stuhl der dicken Wirtin. Probier's nur, Du! rief die, und vergiß nicht, uns aus der anderen Welt zu telegraphieren, wie die Sache gegangen ist — hörst Du?“

Die Franzosen gingen; der Genuefe grübelte. War das etwa ein Vorwand der anderen, ihren Mißerfolg zu verschleiern? Der Figure ist mißtrauisch aus seiner Natur; selber wollte er sehen, ging also an Bord eines Schiffes und ließ über dem gesunkenen Dampfer die Anker werfen. Die Strickleiter fiel; er stieg daran hernieder, kauerte sich fast auf die Knie und ließ den Spiegel hinab gegen das Bruch. Zoll für Zoll. Der Spiegel, wissen Sie, ist eine Art Fernrohr; wir Taucher gebrauchen ihn zur Erforschung des blauen Geheimnisses der See. — Aus dem Spiegel las er mit gefesselten Sinnen eine Welt des Grauens; denn die Flut war von unerhörter Klarheit, so als sei sie nicht da. Die zerfetzte Dampferwand starrte schwarz vor Felsgrund empor. Lange dunkle Gais strichen umher, bildeten Gruppen, liegen in ungeheuerlichen Zudungen bald weißliche Bänder sehen, bald Schritte von Rachen, die sich öffneten, schlossen, ohne Raß, ohne Raß. Schwämme federnd dahin — manchmal als schwarze Senfen, manchmal in den Bewegungen gebähter Schlangeneiler, entsehlid geräuschlos — der diamantene Deckel der See regte sich nicht. — Darüber gestir der Mann auf der Strickleiter das Herz. Er riß den Spiegel empor und stieg an Bord.

Stefan Serra schweigt, schaut mich mit stieren Augen an. „Rein, nein,“ sagt er dann, „der Mann gab nicht Befehl, die Anker zu lichten und heim zu fahren! Er versuchte, sich vorzustellen, wie das mit ihm geworden wäre, im Tauchen zwischen diese Hyänen des Meeres. — Tauchen wollte er das, sehen mußte er! Und ein eigenfinniger Einfall kam ihm: Er stopfte einen Taucheranzug mit Stroh, setzte ihm den Helm auf, legte ihm den Kragen an, gab ihm Gewichte unter die Schuhe und band Seile an Arme und Beine. — Diese Marionette ließ er hinunter, mitten in das Treiben der Ungeheuer. Von der Strickleiter aus beobachtete er mit dem Spiegel. Was sah er? Die Gais wurden torpedosatt! Standen wie in der Synope, einer neben dem anderen, mit dem Rachen gegen die Scheuche — als seien sie tot. Die Puppe bewegte die Glieder, setzte sich auf die Schiffswand, richtete sich auf. Der Galbkreis der Rachen aber, mit den fürchterlich klappernden Gittern der Zähne, mit den schwarzen Punkten der Augen, verschob sich nicht. Aus dem zerrissenen Schiffsbauwe jedoch trieben Schwärme von kleineren Fischen, trieben um den Inhalt gebrochener Rippen und Särge; Schwärme von Fischen, die den Ungeheuern zum Fraße dienen. All diese Scharen spielten nun ausgelassen ums Bruch, gehörten sich wieder selber; denn einer war da, der gebot der schlingenden Rier der Großen. —

Dies sah der Mann auf der Leiter, stieg empor, tat seine Taucherrüstung an, hörte nicht auf die Warnung der Schiffsmannschaft, ließ sich hinab an den Grund! Unter seinen Schuhen fellen mit roten Seesternen, traumhaftes Wehen von Algen. Um ihn, im Galbkreis, torpedosatt, Leiber von Felsen, hunderte! Wie leicht. Die Rachen öffneten sich, schlossen sich immerzu, in der Stille der Tiefe. Manchmal schloß einer steif empor gegen die milchige ferne des Meerespiegels und sank wieder herab. Aber wenn der Taucher im Schiffsbau verschwand, mich die Starnheit aus ihren Körpern; dann blieben sie als schwarze Senfen durch die grüne See, peitschten die Wasser. Hier der Menschenfresser bligte aus ihren Augen. — Zehn Tage ging das, ging zehn Tage. —

Wie im Traume malte er an diesem Bilde des Schreckens. „Ist Ihre Geschichte gebichtet, Stefano Serra?“ „Rein, Herr, gelebt — von Antonio Serra, dem berühmtesten Taucher des Mittelmeeres. Antonio Serra war mein Vater.“

Verantwortlich: H. Semmelmann, Alena. Druck und Verlaa: Dr. C. Sank. Alena.

hym der Jörn in den Wäldern, und er schmeckt, nicht zu ruhen und zu rasten, bis seines Freundes Leib und Ehre gerettet seien. Quersicht besuchte er die Witwe Lindmeier, die sich inzwischenerzeit hatte aber ihm nichts berichten konnte, als was er bereits wusste. Albert verlangte die Fesseln zu sehen. „Ach, Herr“, sagte die Waise, „es war nur ein gewöhnlicher Strich, aber so fest gebunden, daß ich ihn durchschneiden mußte.“ Albert nahm den Strich an sich und ging damit zum Schlichter Hammerlin, der ein gewählter Mann war. Der betrachtete den ungelösten Knoten, wogte den Kopf und sagte: „Das ist ein zünftiger Knoten. Den kann nur ein Henker gemacht haben.“ — „Macht ihr Henker denn andere Knoten als wir?“ fragte Cocceji. „Das will ich meinen“, schmunzelte der Schlichter. „Je fester, desto barmherziger. Aber dieser hat noch eine andere Eigenart. Er ist von links nach rechts geschlungen, kommt also vermutlich von einem Linkshänder.“

Nun ließ Albert sämtliche Tischreiter vernehmen, um festzustellen, wer am Tage vor dem Verbrechen in die Stadt gekommen sei, und siehe da, ein Henkersknecht aus Spandau war darunter. Aber nun hieß es vorsichtig sein, denn wenn dieser Verdacht schöpfe und floh, war alles verloren. Cocceji maßte sich die ganze Nacht ruhelos auf seinem Lager. Erst gegen Morgen schlief er ein. Sein Plan war fertig.

Am nächsten Abend ritt, staubbedeckt, ein Reiteroffizier in blingender Uniform durch die verstaubte Gasse Spandaus. Vor einem unansehnlichen Hause hielt er an und klopfte ans Fenster. Ein rohes, mürrisches Gesicht erschien.

„Hr. Sieb der Schind, nicht wahr?“ fragte der Reiter. Der drinnen schüttelte unwillig den Kopf.

„Schade“, meinte der Reiter und holte eine dicke Geldbörse hervor, der er fünf Taler entnahm. „Es ist nur ein lafes Aufseisen, und ich bin eilig.“

Nun erschien der Inhaber des Hauses, klopfte das Eisen fest und nahm die fünf Taler in Empfang. „Unterdessen erzählte ihm der Reiter, daß ihm der Arm bei einem Zweikampf verletzt und er daher unbeholfen sei wie ein kleines Kind.“

„Geht her“, sprach er. „Da verliere ich heute wohl zum dritten Male das Band aus meiner Perücke.“ Dabei wies er auf ein langes Ende schwarzen Seidenbandes, das links von der blenden weißen Kopfperücke herab baumelte.

„Freund, wenn ihr mir da so fest binden könnt, daß es acht Tage fest hält, so bekommt ihr den Rest der Börse auch noch.“

Da griffte der Mann und band das schwarze Band in die Perücke. „Das verliert ihr nicht, Herr.“

Der Reiter dankte und sprengte davon.

Am nächsten Tage ging Cocceji zum Richter, der seinen Freund verurteilt hatte. Er legte den Strich und die Perücke auf den Richterisch und bewies, daß beide den gleichen Knoten hatten, den kein Ueingeübter zu lösen vermochte. Er verlangte die Verhaftung des Spandauers, und als dieser der Witwe Lindmeier gegenüber gestellt wurde, erkannte sie in ihm einen Knecht, den sie vor Jahren wegen seiner Gewalttätigkeit aus dem Hause gejagt hatte. Der brach unter der Fülle dieser Anklagen zusammen und gestand.

Nun konnte Cocceji seinen Freund selbst aus dem Kerker holen und gesund pflegen.

Aber er tat noch mehr. Er suchte seinen Oheim, den Rangler, auf und bat, ihm eine Audienz beim Könige zu verschaffen. Dort trug er den ganzen Fall vor, kurz und schlicht, aber mit der ganzen Leidenschaft heißen Erlebens. Als er geendet hatte, sah ihn Friede aus seinen großen, tiefblauen Augen lange an. Diesen Königsaugen, die Blitze schleudern konnten voll gerechten Zorns und leuchten wie zwei Sonnen von tiefer, warmer Menschlichkeit. Dann sagte er: „Ja, Preußen wird von morgen an nicht mehr gefoltert. Verlaß Er sich drauf, Cocceji.“

Es war am 4. August 1754.

Erst von dem Tage ist die Rabinettssorderie, welche die Folter im Reich des großen Königs abschaffte.

Burang Radjah

Eine Geschichte aus Neuguinea von Joseph W. Vetter.

Rede nicht, Jack, ich will nichts mehr hören. Und wenn dein greulichs Seidenmaul mit Engelszungen zu reden würde: Ich bleibe hier in Karamorra und warte auf ein Boot. Und sollte ich so lange hier sitzen, daß meine

Füße Wurzeln ziehen und mir das Meer Wang durch die Schläfen mächt — ich warte. Still, rede nicht! Trink deinen Porter! Oder geh allein deine Paradiesvögel schießen. Ich habe dir den Jagdgrund verraten — Clark Will zählt jeden Preis für den Gelben.

Was fälscht du? Ich bin betrunken? Ich wollte, du hättest recht! Höst du am Strand die Papuanmädchen singen: Wo kam teng — kiam kam teng... Jetzt tanzen sie drunten im Sand, und das Mondlicht liegt wie Silber auf der See. Wo kam teng — kiam kam teng. Ach was, laß uns trinken, Jack! Was sagst du? Den Gelben? Den Burang Radjah? Siehst du, das Wort hättest du nicht aussprechen sollen. Burang Radjah... damit fing es an.

Grünse nicht, verdammter beachcomber, Grünsehnabel, kläglich! In ein paar Monaten hat es auch dich gepackt, so oder so. Wie? Was es mit dem Burang Radjah auf sich hat? Die Post, die Hölle hat es auf sich. Zum letzten Mal, grünse nicht, oder ich schicke dir ein Loch in den Bauch.

Gut also wenn du es durchsagen müßt. Acht Tage war ich für Clark Will hier und mußte von Burang Radjah so viel wie du — daß es das malakische Wort für den Königsparadiesvogel ist. Sag etwas näher, als einen dieser Papuanmädchen zu fragen, wo ich den Burang Radjah finde, nicht den gewöhnlichen natürlich, sondern den gelben? Na siehst du! Und was sagte der Kerl und grünste? Kelana, sagte er, Kelana, zeigte den Strand entlang. Ich bedankte mich und zog los. Unterwegs, wenn ich fragte: Kelana! Immer weiter. Wo ist Kelana, was ist Kelana? Nach drei Tagen, immer noch am Strand, stieß ich auf so etwas wie eine Pflanzung, kümmerlich, sage ich dir, Jack, kümmerlich. Ein Chinesenkuli führte mich. Die gelbe Burang Radjah? Gewiß, ja, wohl, sofort, mein Herr, ergebenster Diener, die Dame ist zu Hause.

Grünse nicht, Jont! Wenn die Mädchen am Strande wenigstens mit ihrem Singen aufhören wollten: Wo kam teng — kiam kam teng... Nach eine neue Flasche auf, langsam, so, danke, zum Wohl!

Was soll ich sagen: der gelbe Burang Radjah, dem ich nachgelaufen war, zeigte sich als — na sagen wir — die Frau des Pflanzers, eines entseßlich mageren, ausgehöhlten Kerls. Der Teufel allein weiß, was er ausgefreffen haben mag, daß er sich hier verkrüppeln mußte. Und sie? Halbblut, aus Java vermutlich, jung, herrlich gewachsen, große, dunkle, rätselfhafte Augen, schwarze Locken — du kennst den Typ. Sie sah ich sie anders als eingehüllt in gelbe Seide, die sie mit der ganzen betrickte. Den Anmut dieses überalterten Volkes um ihren schmalen, lichtbraunen Körper geschlungen trug. Was fragst du? Jawohl, ein seltener Vogel hierzulande. Burang Radjah...

Du mußt mich nicht so ansehen, verstehst du, als wenn du schon im Wilde wärest. Du bist... dem Holzweg. Zwar — was soll ich lügen? — der Blick des braunen, rührend fremden Weibes ließ mich nicht mehr los. Es lag etwas unsagbar Trauriges, Anklagendes, Hilfesuchendes darin. Aber der Alte wich nicht von ihrer Seite, belauerte mich in jeder Sekunde, in jedem Wort, jeder Handbewegung. Ich bin sicher, freiwillig war sie nicht mit ihm in diese höllische Land gegangen. Schließlich gab der Kerl mir einen Tip, wo ich den gelben Paradiesvogel für Will finden könnte. Nicht weit von Kelana, sechs Stunden vielleicht oder acht, im Gebirge weiter westlich, wo die Felsen schwindelnd in die Taubenbai stürzen. Ich zog los. Der Alte fleuchte, vor Höflichkeit erstarbend, vergnügt die Zähne. Sie gab mir die Hand und hielt sie fest, als wollte sie etwas sagen. Da ging ich...

Nach ein paar Tagen stand meine Behausung, dicht über dem Abgrund, wie ein Schwalbennest. Bitte, Du kommst sie beziehen, ich schenke sie dir, werde glücklich. Daß sie so am Felsenrand steht, darf dich nicht stören. Es ging nicht anders, denn daß man die Eisenbäume da oben nicht umlegen kann, um im Walde selbst Platz zu schaffen, das wirst Du noch lernen, wenn erst mal Deine Art gerpflert.

Wie gesagt, das Haus ist dein. Ein schönes, ein komfortables Haus mit zwei Räumen, einem nach der See hinaus für die Vogelbälge. Ein großes Fensterloch ist auch drin. Nur, wenn Du schwindlig bist, schau lieber nicht hinaus. Du verlierst sonst den Salt, es geht senkrecht hinab in die Tiefe, ist auch nichts zu sehen als die See und ein paar abgebrochene Felsblöcke. Laß die Nase also ruhig im Innern! Und sonst? Nein, bitte schön, alles in Ordnung, keine Bedenken. Ein wenig einiam allenfalls die Umgebung, riesige glatte Stämme, ohne Äste bis zur Krone, der Boden weich von Moos, das bis ans Knie geht, ein herrlicher Teppich, mein

Junge, wenn er nicht voller Wasser wäre. Stern Tag und Nacht, Blatt zu Blatt, fallen und rieseln und rinnen. Der Wald weint. Kein Tier, das raschelt, kein Vogel, der singt, nichts, emigle Dämmerung und fallende Tropfen, ewiges Schweigen und meinender Wald.

Der gelbe Burang Radjah? Mag sein, daß er dort lebt, mag sein, daß Du ihn findest. Warum nicht? Ich kam nicht mehr dazu. Ich war kaum fertig mit meinem Bau, da kam sie. Ja, Du hast recht, fortgelaufen. Dem Alten durchgebrannt. Sie mußte ja, wo ich zu finden war.

Eine neue Flasche? Natürlich. So lange noch ein Tropfen da ist. Nein, Du täuschst dich schon wieder. Sie war kaum eine halbe Stunde da, erschöpft, noch verängstigt, zitternd wie ein ungeschlossenes Tier, da gab es Geräusch draußen. Der Pflanzler!

Ich steckte sie in den Nebentraum. So, Du meinst, für den gelben Burang Radjah sei er ja bestimmt gemeint? Laß die Bißge, wenn Dir nichts Besseres einfällt. Nun, der Alte reißt die Tür auf: „Was ist Burang, meine Frau?“

Ich blieb halt, höflich, zuckte bedauernd die Achseln: „Verehrter Herr und Freund, Sie wissen, daß ich seit sechs Tagen hier oben sitze. Wie kann ich wissen... Wollen Sie nicht Platz nehmen?“ Ich deutete auf meine Schlafstatt. Sein Gesicht verzerrte sich. Die Mündung einer Pistole sah mich nicht ohne dunkle Bedeutung an.

„Ich will wissen, wo meine Frau ist!“ fauchte er, und seine geröteten Augen suchten durch den Raum. Die Trennungswand nach dem Nebentraum ließ keine sichtbare Tür. Er durste den Raum nicht entdecken, fand er sie, knallte er nicht nieder, das stand fest. Ich mußte ihn vor die Hölle locken, stand langsam auf, rebete kramphast lächelnd, er ließ mich hinaus gehen, da raschelte etwas nebenan. „Schuß!“ schrie er auf und war mit zwei Schritten drin.

Eine Sekunde blieb ich wie erstarrt, mollte mich auf ihn stürzen, während er sich im Raume umschau. Da kam er zurück, entspannt, vollkommen vernünftigt. Unfassbar, unbegreiflich, er lächelt. Verzeihen Sie mir! Ich habe Ihnen Unrecht getan. Sie ist wirklich nicht da.“

Steckte seine Pistole ein, wünschte mir alles Gute, und ich sollte sein Haus auf dem Seidenwege nur ja nicht vergessen. Und ging.

Stehst Du, so war das. Siebenhundert Meter tief geht das hinunter vom Fenster, es hat keinen Anker, nach jemandem zu suchen, der diesen Weg genommen hat.

Seuf nicht, Mensch! Sol eine neue Flasche! Höst Du die Mädchen am Strand: Wo kam teng — kiam kam teng... Ich schicke keine Paradiesvögel mehr.

Heimat

Schizze von Heinz Steinrück.

Noch drei Schritte bis zur Eche: Da lag das Haus, unverändert, wie damals, als er gegangen war.

Er setzte nun den Weg fort. Willenlos. Ganz so wie damals im Tal des graugelben Weirong auf der Verfolgung der Zopfmänner, die aus Krongau gekommen waren, unter der Führung der zwei roten Füßen; deren Gespräch hatte er hinter dem Tempel belauscht und dabei den Namen jener Quelle vernommen, wo sie das Ledersäckchen verborgen hatten. Das war, bevor er sie übermächtige. Am anderen Morgen sah er unbewegt die Köpfe der beiden Anführer in den feuchthalten Flußrand rollen...

Aber nun war er in der Heimat. Da lag das gelbliche, einstöckige Häuschen mit den grünen Fensterläden. Als in den gesegneten Jahren vor dem Kriege sein Vater noch behäbig vor dem Gemölbe stand, die schwarze Seidenmütze auf dem weißen Haupte, den feierlich abgetheilten Kaiserbart um das freundliche Gesicht, da hatte er — damals Artillerieoberleutnant und Kriegsschüler — über den Alten und das Häuschen gelächelt. Gluch dem Väterchen heute! Noch immer hing das Schild „Johann Bergmeister, Kolonialwarenhandlung“, aber der schmalen Tür; noch immer stieg man zwei Stufen hinauf, und die Glocke bimmelte langelang, wenn man die Tür aufstieß. Das Gemölbe war wie einst. Aber den dicken Kommiss und die roten Leinwand, die kannte er nicht. In der Eche stand noch das alte Stehpult, auf dem sein Vater die Rechnungen ausgefrieben und grünen Sand darüber gestreut hatte.

„Womit kann ich dienen?“ fragte der Kommiss den stummen Kunden. Sans Bergmeister kaufte Papier, Mandeln und Rosinen und fragte, als der Kommiss die Türen drehte: „Frau Bergmeister zu Hause?“

Der Kommiss schien sich über die Frage zu wundern: „Sie ist oben.“ Redselig werdend, so er hinzu: „Sie ist nicht gut zu Fuß — kein Wunder, das Alter...“ „Alter? Sie kann kaum fünfundsiebzig sein.“ „Ach, Sie meinen die junge Frau, die früher hier war. Die ist schon seit drei Jahren nicht mehr da. Dann kam die alte Frau; ich führe das Geschäft.“

Der Fremde sah zum Stehpult. „Ergen Sie Frau Bergmeister, daß ich Grüße überbringe von einem, der sehr weit weg war. Gegen Mittag komme ich wieder.“ Der Kommiss hatte noch den Mund offen zur Gegenfrage, als der Fremde schon auf der Straße stand.

Sans Bergmeister ging zur „Weißen Rose“, dem Einkehrhof des Städtchens, nahm ein Zimmer und ließ Herrn Spaniel, den alten Lärmacher und Goldarbeiter, holen. Spaniel erkannte Bergmeister gleich und freute sich über die Rückkehr. Bergmeister blieb wortkarg, zog ein Ledersäckchen aus der Tasche und öffnete es über der Bettdecke. Graumweiß Körner rollten heraus, zwei, drei auf den Boden. Spaniel bückte sich, griff ein Korn, prüfte es in der Hand. Dann tat er alle Körner in drei Säckchen und noch neuerlich. „Was ist es wert?“ fragte Bergmeister. „Zwanzigtausend, vielleicht dreißigtausend, wenn es rein ist.“ „Nehmen Sie es, Spaniel, schicken Sie mir das Geld morgen oder übermorgen.“ „Eh... Sie, Herr Oberst?“ „Vielleicht, ich weiß es nicht.“ „Es würde mich freuen, Ihrer Kinder wegen.“

Spaniel erzählte unaufgefordert. Als er gegangen war, setzte sich Bergmeister zum Fenster und blickte unverwandt auf die Uhr des Richttums. Als es Mittag läutete, ging er quer über den Platz in das Geschäft.

Frau Bergmeister erwartete Sie“, sagte der Kommiss, „im ersten Stock auf dem Gang das dritte Zimmer rechts.“ Zehntausendmal war Bergmeister diesen Weg gegangen vor Jahren und in Gedanken und in Träumen. Auf sein Klopfen antwortete ein schwaches „Gerein.“ Die Fensterläden waren geschlossen; durch die schmalen Ritzen zitterten Sonnenstrahlen in den kühlen Raum. Die Mutter sah im Vahnhauch am Fenster und sah ihn an. Er rief nicht „Mutter!“, wie er dies wohl gedacht haben möchte; er stand still und wartete.

„Bist Du es, Hans? Ich dachte es und freute mich. Obwohl ich anderer mit böser Nachsicht es hätte sein können. Sei willkommen in Deinem Hause.“ Nun sagte er doch „Mutter“, und kniete vor ihr und legte den Kopf in ihren Schoß. Sie streichelte ihm das Haar. Nach einer langen Weile fragte er: „Wo ist — sie?“ Die alte Frau schwieg; doch dann antwortete sie: „Nicht hier.“ Und nochmals fragte er: „Wo ist sie, Mutter?“

„Gertrud blieb hier, bis Sans zur Welt kam; dann zog sie nach Wien. Vor zwei Jahren fuhr sie nach Südamerika. Der Dampfer — ich kann mir Namen schlecht merken, er hieß nach einer Prinzessin — ist gesunken. Man hat nichts mehr von ihnen gehört.“

Berschollen. Tot. Ausgelöscht. Sie war nicht. Sie ist niemals gewesen. Wo war er damals? Am Weirong, und die gelben Wasser wälzten sich zu Tal, Baumstämme und Klumpen: Kopf trieben am Lager vorbei, und bezopfte Köpfe schwammen wirbelnd dazwischen und Gertrud endete im blauen Wasser.

Bergmeister hatte seine Frau im Kriege kennen gelernt, als er verbummt im Spital lag. Sie war Gräfin und Pflegerin. An der Front stand der Tod, und in Schleißen war Krähling. Da kamen sie einander sehr nahe. Nach Monaten schrieb sie, daß es sehr wäre, wenn er nach ihr fragte. Nett, schrieb sie. Das war ihre Art. Sie heirateten. Nach dem Zusammenbruch übernahm er, der Artillerieoberst, das Gemölbe in der Kleinstadt. Dahin pakte sie nicht. Sie pakte besser auf das Jagdschloß des Gutsheeren... aber das waren alte Geschichten. Fragen, die ohne Antwort bleiben mußten, weil der Gutsheer ihm zweimal das Leben gerettet hatte, als Knaben, als er im Fluße verfant, und im Kriege, in der Hölle von Buzh. Da stand zwiesfals Leben gegen Leben. Er verschwand. Zur Nachtzeit, als seine Kinder schliefen. Seine Kinder? Drei Tage später stand er vor der Musterungskommission in Belfort, und der nächste Dampfer der Messageries Maritimes führte den Fremdenlegionär Jean Monmaitre nach Indochina.

Vorbei. Er erhob sich. Die alte Frau stieß einen Fensterladen auf. Ihr Haar war weiß und schütter, das Gesicht klein. Sie stützte sich auf seinen Arm. „Komm, Hans, wir gehen zu Deinen Kindern.“ „Meinen?“ Er lachte bitter. „Deinen“, wiederholte sie. Sie gingen die Holzterrasse in den Garten. Dort stand der alte Birnbaum immer noch, auf dessen Ästen er geritten hatte. Nun sahen wieder Kinder oben, und ein kleiner Junge stand unten und weinte, „Werdet Ihr endlich still sein, Ihr

Der Kommiss schien sich über die Frage zu wundern: „Sie ist oben.“ Redselig werdend, so er hinzu: „Sie ist nicht gut zu Fuß — kein Wunder, das Alter...“ „Alter? Sie kann kaum fünfundsiebzig sein.“ „Ach, Sie meinen die junge Frau, die früher hier war. Die ist schon seit drei Jahren nicht mehr da. Dann kam die alte Frau; ich führe das Geschäft.“

Der Fremde sah zum Stehpult. „Ergen Sie Frau Bergmeister, daß ich Grüße überbringe von einem, der sehr weit weg war. Gegen Mittag komme ich wieder.“ Der Kommiss hatte noch den Mund offen zur Gegenfrage, als der Fremde schon auf der Straße stand.

Sans Bergmeister ging zur „Weißen Rose“, dem Einkehrhof des Städtchens, nahm ein Zimmer und ließ Herrn Spaniel, den alten Lärmacher und Goldarbeiter, holen. Spaniel erkannte Bergmeister gleich und freute sich über die Rückkehr. Bergmeister blieb wortkarg, zog ein Ledersäckchen aus der Tasche und öffnete es über der Bettdecke. Graumweiß Körner rollten heraus, zwei, drei auf den Boden. Spaniel bückte sich, griff ein Korn, prüfte es in der Hand. Dann tat er alle Körner in drei Säckchen und noch neuerlich. „Was ist es wert?“ fragte Bergmeister. „Zwanzigtausend, vielleicht dreißigtausend, wenn es rein ist.“ „Nehmen Sie es, Spaniel, schicken Sie mir das Geld morgen oder übermorgen.“ „Eh... Sie, Herr Oberst?“ „Vielleicht, ich weiß es nicht.“ „Es würde mich freuen, Ihrer Kinder wegen.“

Spaniel erzählte unaufgefordert. Als er gegangen war, setzte sich Bergmeister zum Fenster und blickte unverwandt auf die Uhr des Richttums. Als es Mittag läutete, ging er quer über den Platz in das Geschäft.

Frau Bergmeister erwartete Sie“, sagte der Kommiss, „im ersten Stock auf dem Gang das dritte Zimmer rechts.“ Zehntausendmal war Bergmeister diesen Weg gegangen vor Jahren und in Gedanken und in Träumen. Auf sein Klopfen antwortete ein schwaches „Gerein.“ Die Fensterläden waren geschlossen; durch die schmalen Ritzen zitterten Sonnenstrahlen in den kühlen Raum. Die Mutter sah im Vahnhauch am Fenster und sah ihn an. Er rief nicht „Mutter!“, wie er dies wohl gedacht haben möchte; er stand still und wartete.

„Bist Du es, Hans? Ich dachte es und freute mich. Obwohl ich anderer mit böser Nachsicht es hätte sein können. Sei willkommen in Deinem Hause.“ Nun sagte er doch „Mutter“, und kniete vor ihr und legte den Kopf in ihren Schoß. Sie streichelte ihm das Haar. Nach einer langen Weile fragte er: „Wo ist — sie?“ Die alte Frau schwieg; doch dann antwortete sie: „Nicht hier.“ Und nochmals fragte er: „Wo ist sie, Mutter?“

„Gertrud blieb hier, bis Sans zur Welt kam; dann zog sie nach Wien. Vor zwei Jahren fuhr sie nach Südamerika. Der Dampfer — ich kann mir Namen schlecht merken, er hieß nach einer Prinzessin — ist gesunken. Man hat nichts mehr von ihnen gehört.“

Berschollen. Tot. Ausgelöscht. Sie war nicht. Sie ist niemals gewesen. Wo war er damals? Am Weirong, und die gelben Wasser wälzten sich zu Tal, Baumstämme und Klumpen: Kopf trieben am Lager vorbei, und bezopfte Köpfe schwammen wirbelnd dazwischen und Gertrud endete im blauen Wasser.

Bergmeister hatte seine Frau im Kriege kennen gelernt, als er verbummt im Spital lag. Sie war Gräfin und Pflegerin. An der Front stand der Tod, und in Schleißen war Krähling. Da kamen sie einander sehr nahe. Nach Monaten schrieb sie, daß es sehr wäre, wenn er nach ihr fragte. Nett, schrieb sie. Das war ihre Art. Sie heirateten. Nach dem Zusammenbruch übernahm er, der Artillerieoberst, das Gemölbe in der Kleinstadt. Dahin pakte sie nicht. Sie pakte besser auf das Jagdschloß des Gutsheeren... aber das waren alte Geschichten. Fragen, die ohne Antwort bleiben mußten, weil der Gutsheer ihm zweimal das Leben gerettet hatte, als Knaben, als er im Fluße verfant, und im Kriege, in der Hölle von Buzh. Da stand zwiesfals Leben gegen Leben. Er verschwand. Zur Nachtzeit, als seine Kinder schliefen. Seine Kinder? Drei Tage später stand er vor der Musterungskommission in Belfort, und der nächste Dampfer der Messageries Maritimes führte den Fremdenlegionär Jean Monmaitre nach Indochina.

Vorbei. Er erhob sich. Die alte Frau stieß einen Fensterladen auf. Ihr Haar war weiß und schütter, das Gesicht klein. Sie stützte sich auf seinen Arm. „Komm, Hans, wir gehen zu Deinen Kindern.“ „Meinen?“ Er lachte bitter. „Deinen“, wiederholte sie. Sie gingen die Holzterrasse in den Garten. Dort stand der alte Birnbaum immer noch, auf dessen Ästen er geritten hatte. Nun sahen wieder Kinder oben, und ein kleiner Junge stand unten und weinte, „Werdet Ihr endlich still sein, Ihr

Castigebers lag. Aber ich fand keinen Schlaf. Die Unwelt lastete schwer, und in der Dunkelheit schlich es mich an wie Furcht.

„Wehe“, rief es in mir, „wenn sich alle erheben, die in der Zucht dieses Hauses stehen! Ueber zweihundert Jünglinge gegen eine kleine Schar von Lehrern und Wächtern. Und das Heim ist fern jeder Hilfe, wenn die Grenzposten zerstört sind.“

Mit Genugtuung stellte ich fest, daß ich meine Schutzmaske mitgebracht hatte. Ich legte sie neben mein Lager greifbar auf den Nachtschisch und lauschte in die Nacht.

Draußen regte es sich. Leise wurde ein Fenster geöffnet. Dann eine kurze Stille und schließlich ein Knirschen, als glitten Sohlen über Sand.

Ich sprang von meinem Lager, spähte durchs Fenster und sah im Mondlicht, wie im Gebäude gegenüber aus dem obersten Stockwerk ein junger Mensch an einem Seile in die Tiefe stieg. Er hatte es, ans Fensterkreuz gebunden, umklammerte es mit den Händen und stemmte gleitend die Füße gegen die Hauswand.

Ich rief das Fenster auf. Hatte der Wächter geschlafen, so sollte nun ich die Hölle des Heimes wechen. Und sollten sich die Jünglinge erheben, wenn auch anders, als ihr Herr und Meister es gemocht hatte, so sollte ich helfen, sie niederzuringen, und mitten im Kampfe sollte in mir der Triumph loben: „Das ist das Ergebnis Deiner Hergensgüte, Du guter alter Mann. Wehe, endlich dich!“

Schließ er wohl? Soß ich denn recht? Der junge Mensch hatte den Boden erreicht, und über den Hof kam... der Alte und ging langsam auf ihn zu. Da erkannte ich den Flüchtling. Es war der Jüngling, zu dem er gesagt hatte: „Erhebe Dich!“

D, er hatte sich erhoben! Und nun bäumte er sich auf. Sein rechter Arm flog hoch. In der Faust hielt er einen Hammer. Böse glitten seine Augen im Mondlicht.

Ein paar Herfschläge lang war ich wie gelähmt. „Mord!“ wollte ich rufen. Meine Stimme verlagte. Wie sollte ich helfen? Erhe ich aus dem zweiten Stockwerk, in dem ich mich befand, auf den Hof kam, war alles gesehen. Da entsann ich mich meiner Waffe, rief sie an mich und gielte auf den Jüngling.

War der Alte denn maßlosmütig? Mit verführten Armen trat er auf den mordlühnen Felsen zu. Der holte aus. Und jetzt? Und jetzt?

Baut hallte die Stimme des Alten durch die Nacht, aber ruhig und klar, als erteile er Unterricht: „Junger Freund! — Was willst Du tun, junger Freund?“

Ich ließ die Waffe sinken, denn dort drüben sank ein Arm, dessen Faust einen Hammer hielt, und aus einer Hand, die sich entspannte, fiel der Hammer zu Boden.

„Junger Freund!“

Der Alte hob die Hand und streichelte dem anderen: das Haar, genau so hart und gültig wie nach dem Mittagsschlaf.

„Komm!“ hörte ich ihn sprechen. „In meiner Wohnung wollen wir ein Glas Wein zusammen trinken, denn Du wirst so wenig schlafen können wie ich. Nach dem Mittagessen, mein junger Freund, sah ich in Deinen Augen Deine Pläne. Deshalb wartete ich jetzt auf Dich. Nun ist ja alles gut. Erhebe Dich! sagte ich zu Dir. Nun will ich dich lehren, wie man sich über sich selbst erhebt.“

Alles das ist lange her. Gestern traf ich einen Handwerksmeister, der in seiner Stadt in Ehren steht. Da fiel mir jenes Erlebnis wieder ein. Der Meister sagte zu mir:

„Wir haben uns lange nicht gesehen. Denken Sie noch an jene Nacht? Was wäre aus mir geworden ohne den guten Alten, der nun längst die Ruhe gefunden hat, die wir Verirrten ihm damals nicht gönnten! Von Ihrem Streite mit ihm hat er mir erzählt. Ich kann Ihnen sagen, daß es ein müßiges Streiten gewesen ist. Denn wer will behaupten, ob es besser ist, gütig zu sein oder streng! Was mich in jener Nacht besiegte, war die Persönlichkeit, die mich auf die Knie zwang, ob ich wollte oder nicht.“

Der Meister hatte das gleiche Gesicht wie einst. Nur die Augen waren anders geworden. Der Alte damals, der herrliche Alte, der hatte ihm eine neue Seele gegeben.

Särge an Bord

Einer wahren Begebenheit nachgezählt von G. B. Brandstetter.

Eine schwarze Rauchfahne am dunklen Schornstein, mit schmierigen Deckplanen und verschmutztem Anstrich, leuchtete der Lau Siam May in den Hafen von Singapur. Die flammende chinesische Flagge hing vom Heck,